

Synke Köhler

Kamera
übung

ERZÄHLUNGEN

krema
yrscher
iaun

Synke Köhler • Kameraübung

Synke Köhler

Kamera übung

Erzählungen

kremayr
scherian

www.kremayr-scheriau.at



ISBN 978-3-218-01024-5

Copyright © 2016 by Verlag Kremayr & Scheriau GmbH & Co. KG, Wien

Alle Rechte vorbehalten

Gestaltung des Schutzumschlags und der Zwischentitel: Christine Link
unter Verwendung einer Fotografie von Panu Ruangjan/shutterstock.com

Satz und typografische Gestaltung: Ekke Wolf, www.typic.at

Druck und Bindung: Druckerei Theiss GmbH, St. Stefan i. Lavanttal

Inhalt

Nachbild	7
Am Fluss	25
Das kurze Glück des Ibu-Janis	37
In der zweiten Reihe	53
Kameraübung	65
Andeutung	77
Kalter Sommer	87
Geschichte des 7. August	99
Hohe Tatra 1981	113

Nachbild

Es gab eine Zeit vor und nach Pawel. Vor Pawel war Metzethin ein Dorf am Ende der Straße. Auch wenn die Straße durch das Dorf hindurch und irgendwohin führte, hatte man das Gefühl, als ob die Straße hier aufhörte, in irgendeinem Feld versickerte, oder im Wald hinter dem Feld, oder im See hinter dem Feld und dem Wald. Fahrräder, Autos, Türen blieben ungeschlossen. Nichts kam weg, nichts kam hin. Es gab keinen Supermarkt, keine Restauration, kein Handynet. So gut wie kein Handynet. Auf unserem Grundstück gab es ein winziges Areal, eigentlich gehörte es schon nicht mehr zu unserem Grundstück, aber aufgrund des Handyempfangs hatten wir das Rasenstück adoptiert, dort konnte man, wenn man Glück hatte, kurze Telefonate führen. Wir hatten das ausgetestet, besser gesagt, Reiko hatte das ausgetestet. Er war akribisch Stück für Stück das Grundstück abgelaufen. Zehn Meter vom Haus entfernt, direkt auf der Straßenböschung, hatte er »Mobilfunkempfang!« gebrüllt, in etwa so, als wäre er zuvor tagelang durch die Sahara geirrt und hätte nun eine Oase mit Trinkwasser gefunden.

Wir gewöhnten uns an den schlechten Empfang. In gewisser Weise waren wir froh, zivilisatorisch zurückversetzt und nicht erreichbar zu sein. Wäre der Empfang besser gewesen, hätten wir Pawel nie getroffen. Er wäre da gewesen, aber wir hätten seine Anwesenheit nicht bemerkt.

Reiko hatte seinen allabendlichen Handycheck durchgeführt, er kontrollierte, wer versucht hatte, ihn zu erreichen. Der schlechte Handyempfang gab ihm eine gewisse Machtposition. Auch wenn er auch sonst selbst entscheiden konnte, wen er zurückrief und wen nicht, gab ihm diese Situation den Vorteil, dafür keine Verantwortung tragen zu müssen. Statt uns wie immer detailliert und mit Genugtuung darüber zu informieren, für wen er nicht erreichbar gewesen war, als er aus der »Zone« zurückkam, sagte er diesmal nur:

– Das müsst ihr euch ansehen.

Reiko hatte dieses Dorf aufgetan, das Dorf und dieses viel zu große Haus, das früher ein Stall war, eigentlich immer noch ein Stall ist, aber jetzt Haus heißt. Es war eine von Reikos berühmten Abkürzungen nach einem Gig gewesen. »Ich glaube, hier lang ist kürzer«, hatte er gesagt und dann hatten wir diese Nacht im Auto verbringen müssen, weil keiner von uns eine Karte dabei hatte und wir heillos übermüdet waren. Kurz und gut, diese Abkürzung dauert jetzt schon über zehn Jahre, hat Reikos Ehe zerschossen und auch sonst Spuren hinterlassen. Aber ich bin noch da. Mir gehört die Hälfte vom Haus und vom Grundstück. Das Grundstück ist

auch viel zu groß, Platz für 100 Kühe. »Und zwei Esel«, sagt Reiko. Damit meint er mich und sich. Jedes Jahr im Frühjahr überlegen wir, ob wir auf der Wiese ein zweites Woodstock ausrichten sollen. Verwerfen es dann aber wieder aus Gründen, die jedes Jahr andere sind. In diesem Jahr waren die Apfelbäume noch zu klein. Da wir nicht reagierten, sagte Reiko noch einmal:

– Das müsst ihr euch ansehen. Da sitzt einer.

Weil Reiko nicht lockerließ, Reiko ließ nie locker, und in Metzelthin erwartungsgemäß nicht viel los war, erhoben wir uns, um uns anzusehen, was wir uns ansehen »mussten«. In der Zone, im Handyempfangsgebiet, saß ein etwa 30-jähriger Mann. Im Gras lag sein Fahrrad, und er biss gerade in ein halbes Brot. Neben ihm stand ein ausgewaschener Stoffbeutel mit dem Aufdruck eines Discounters, von dem man nicht glaubte, dass er jemals Stoffbeutel im Angebot gehabt hatte. Das musste Äonen zurückliegen. Der Mann sah nicht besonders ungewöhnlich aus, etwas verlottert vielleicht – hätte aber auch gut Berlin-Style sein können –, er biss in ein halbes Brot, gut, das war etwas übertrieben, aber in gewisser Weise auch wieder stylisch. Wir glaubten, Reiko hatte uns nur hierher gelockt, um uns zu zeigen, dass es tatsächlich auch noch andere Menschen in Metzelthin gab. Jetzt standen wir, mein Freund Carsten und ich, Reiko und Lydia, Reikos zweite Frau, mit Reikos drittem Kind, Shenja, auf dem Arm neben dem Mann und wir kamen uns reichlich bescheuert vor.

– Ah ja, da sitzt einer. Dann ham wir das jetzt auch mal gesehn, sagte Carsten, der gut mit Reiko konnte.

– Weitermachen.

Alle außer Reiko wollten gerade wieder gehen, als er uns ein Zeichen machte. Reiko flüsterte:

– Das ist roher Fisch.

Der Typ, vielleicht war er ein Autonomer, er hatte schulterlange, ungekämmte Haare und seine Sachen stammten wahrscheinlich von Humana, schnitt sich gerade ein Stück aus einem ganzen Fisch mit silbernen Schuppen heraus, der bis eben noch von einer weißen Plastiktüte bedeckt gewesen war, wegen der Fliegen. Der Typ hatte bis jetzt keinerlei Reaktion darauf gezeigt, dass wir hier aufgetaucht waren. Und uns über ihn unterhielten. Er beachtete uns nicht, er aß, als wenn wir nicht vorhanden wären. Also versuchten Reiko und Carsten, mit ihm ein Gespräch anzufangen, auf ihre Art:

– Hey Kumpel, schmeckt's?

– Was ist das? Ist das eine Plötze? Ist die roh?

Sie gingen näher an ihn heran und beugten sich inspizierend von oben über das kleine Gelage und hätten wahrscheinlich, wenn sie einen Stock gehabt hätten, auch darin herumgestochert wie in einem Ameisenhaufen.

– Der isst rohen Fisch.

– Das heißt Carpaccio. Unser Freund ist ein Feinschmecker.

– Plötzen-Carpaccio.

Der Typ hielt jetzt seine rechte Hand, in der sich ein dunkel angelaufenes Silbermesser mit einer abgerundeten Schneide befand, schützend über seinen rohen Fisch, als wollten wir ihm diesen wegnehmen.

– Schon gut, Kumpel, iss ma.

– Wie heißt du? Hast du einen Namen?

Carsten sprach überdeutlich und laut. Als Antwort kam ein:

– Nümmnumnüm.

Was aber auch Kaugeräusche sein konnten.

– Der sagt nichts. Hab' ich schon versucht.

Reiko und Carsten standen noch eine Weile um den seltsamen Typen herum, während wir wieder zurückgingen, zu unseren Fertighütten und unseren Liegestühlen. Da sich die Renovierung des Hauses hinzieht, haben wir zwei Fertighütten aus dem Baumarkt auf die Wiese gestellt. Eine für mich und eine für Reiko.

Ich schaute auf unsere Wiese, auf das hüfthohe Gras. In einem Sommer hatten wir in Hoffnung auf englischen Rasen Schafe gehalten. Aber die dummen Schafe hatten die Köpfe durch die Zaunlatten gesteckt und es dann nicht geschafft, sie wieder zurückzuziehen, und erbärmlich geblökt. Immer wieder war das passiert. Als wenn Nachbars Gras besser wäre. Man hätte die Schafe auch anpflocken können. Aber »auch die Tiere sollen ihre Freiheit haben«, sagt Reiko. Wahrscheinlich war es nur unsere Faulheit, jeden Morgen einen neuen Pflock einzuschlagen. Jedenfalls hatten wir das Experiment aufgegeben, jetzt hatte halt das Gras auch seine Freiheit.

Ich habe mich mit dem Zustand des Hauses angefreundet. Mit den etwas angegangenen Möbeln, Reiko hat da eine Connection, das Haus, oder besser das Erdgeschoss – die zweite Etage wartet noch auf den Trockenbau – ist mit alten Theaterkulissen vollgestellt. Die gelbe Couch beispielsweise ist nur auf der Vorderseite bezogen. Aber wen stört das? Mich nicht. Auch mit dem gemauerten Boden, den wir schon lange rausstemmen wollten, habe ich mich angefreundet, im Winter blühen hier auf den roten Steinen die Phosphate aus, das kommt von der Gülle! Hier kann ich mit gutem Gewissen auf den Boden aschen. Es ist lustig, manchmal, wenn Besuch da ist, wird mir ein Aschenbecher hingeschoben. Ich asche dann ein-, zweimal hinein, dann wieder auf den Boden. Was soll's. Die Besucher sind in der Regel höflich genug, es sind ja unsere Gäste, das zu ignorieren und mir den Ascher kein zweites Mal hinzuschieben.

Carsten und Reiko kamen zurück. Der Typ auf der Böschung war nicht interessant, oder vielleicht nicht gesprächig genug, sich länger mit ihm zu beschäftigen. Es war ein warmer Augusttag und der Abend würde lau werden, auch wenn hier auf dem Land die Nächte kühler sind als in Berlin.

Die Sommerwochenenden verbringen wir in wechselnden Konstellationen in den Fertigholzstätten. Immerhin das Dach des Hauses ist inzwischen fertig. »Und das ist ja mal das Wichtigste«, sagt Reiko. Ein Dach und zwei Wetterfahnen. Eine für mich und eine für Reiko.

Auf dem Dach haben wir eine Solaranlage installiert. Wir wollen autark sein, Selbstversorger. Die Anlage ist allerdings auch viel zu groß, damit könnten wir ganz Metzeltin und die Straßenbeleuchtung bis Berlin mit Strom versorgen.

Dieses Haus ist unser Altenteil, wenn es allerdings in diesem Tempo weitergeht, könnte es knapp werden. In manchen Dingen legt Reiko einen Perfektionismus an den Tag, als müsste er einen Architekturwettbewerb gewinnen. Zum Beispiel musste der Rand der Backsteinfassade im historischen Kreuzristmuster vermauert werden. Das kannten nicht mal die Maurer, und wir mussten es ihnen zeigen, was dazu führte, dass wir die Hälfte selbst gemauert haben. Sieht aber gut aus. Ich und Reiko, wir haben den selben Rhythmus. Kein Stress.

In irgendeiner Weise hatte es der Typ Reiko angetan. Und während wir unsere Liegestühle um den Klapp-tisch mit dem Abendbrot gruppierten, ging Reiko »mal schau, ob der noch da ist«. Und tatsächlich: der Typ war noch da. Er saß auf der Böschung und schaute auf unser Grundstück.

– Das ist unsere Zone,

sagte Reiko, obwohl der Typ uns und den Handyempfang in keinsten Weise beeinträchtigte und er auch nicht wissen konnte, was Reiko mit dem Wort »Zone« meinte. Reiko hatte keine neuen Anrufe, und die interessierten ihn auch nicht, obwohl er das Handy eine Weile in die Luft hielt.

– Nachher musst du aber nach Hause, Kumpel. Klar?

– Nümmnumnüm.

– Ich nehme das jetzt mal als ein Ja.

Zurück beim Abendbrot malte Reiko sich und uns, während er Rotwein ausschenkte, aus, wie der Typ mit seinem Silberbesteck sein Kind verspeiste. »Nümmnumm-nümm«. Der Name des Dorfes bekam auf einmal eine andere Bedeutung, *metzelt – hin*.

– Unser Freund wartet nur darauf, dass wir schlafen und dann ...

– Der ist doch ganz friedlich.

– Und satt. Unser Freund hat doch grad gegessen.

Reiko und Carsten nannten ihn plötzlich »unser Freund«.

– Kann man sich da sicher sein? Ist er satt?

– Der ist bestimmt weg.

– Nee, der ist nicht weg.

Reiko nahm die halbe Flasche Wein und ein Schinkenbrot. Eine Art Opfergabe in Form von Naturalien. In der Hoffnung, er würde dann darauf verzichten, kleine Kinder zu verspeisen. Der Typ saß immer noch dort, wo er schon vor zwei Stunden gegessen hatte. Er sah auf unser Grundstück, ohne aber Reiko, der ihm entgegen ging, in den Fokus zu nehmen. Reiko reichte ihm die Flasche Wein und das Schinkenbrot. Der Typ biss hinein, als wäre er vollkommen ausgehungert. Auch den Wein nahm er mit einem Nicken entgegen, blickte Reiko aber dabei nicht direkt an.

– Du kannst hier nicht bleiben.

– Nümmnummnümm.

Oder auch:

– Nummnümmnümm.

– Nummnumm.

– Verstehst du? Das ist privat.

Natürlich gehörte die Straßenböschung nicht zu unserem Grundstück. Reiko war am Ende mit seinem Latein und kehrte unverrichteter Dinge zurück. Wir machten uns für die Nacht in den Fertighütten bereit. Dabei behielten wir den Typen im Augwinkel, so wie er uns im Augwinkel behielt, zumindest sah es aus der Entfernung so aus. Es wurde langsam dämmrig, und die Böschung samt Mann verschwand in der Dunkelheit. Wir konnten nur noch ahnen, dass da jemand war. Reiko ging auf und ab und schlich so weit vor, dass er wieder genau erkennen konnte, ob da jemand saß. Und da saß noch jemand.

– Der muss doch frieren.

– Wir müssen die Polizei rufen.

Reiko nahm sein Telefon, erst jetzt wurde ihm bewusst, dass er dafür auf die Böschung gehen musste.

– Nimm eine Decke mit. Oder lad ihn gleich ein!

rief ihm Carsten mit ironischem Unterton hinterher.

Als Reiko die Böschung hinaufkam, hatte er das Gefühl, als würde der Mann etwas von ihm erwarten, als würde er ihm schon wieder etwas bringen wollen. Und es war auch irgendwie ein trauriger Anblick, so wie der Typ, der kaum über dreißig war, da saß. Vielleicht hatte er kein Zuhause. Aber das ist doch nicht mein Problem. Reiko drückte die 1-1-0 in sein Handy.

- Hier sitzt einer.
- Und?
- Er hat ein Messer.
- Hat er Sie bedroht?
- Das nicht, aber ...
- Es liegt also keine Bedrohung vor?
- Verstehen Sie nicht, das ist unheimlich. Ich habe Frau und ein kleines Kind. Können Sie nicht mal jemanden vorbeischicken?
- Die beiden Kollegen sind gerade im Einsatz.
- Sie haben nur zwei Kollegen?
- Ja. Ist die Situation denn gefährlich?

Reiko versuchte noch ein paar Minuten, den Beamten davon zu überzeugen, dass unbedingt jemand hier vorbeikommen und sich des Falles annehmen müsste. Und der Beamte erklärte geduldig, dass niemand da wäre, der sich darum kümmern könne.

Während Reiko telefonierte, saß der Langhaarige immer noch stumm und sah weiter in Richtung unseres Grundstücks, auf dem die Fenster der Hütten und ein paar Solarlampen leuchteten.

– Wenn die Situation sich verschärft, melden Sie sich noch einmal.

Damit und mit dem Hinweis, die Fenster geschlossen zu halten und sich gegebenenfalls zu schützen und zu verteidigen, war für den Beamten das Gespräch beendet.

Daraufhin holte Reiko eine Axt und einen Vorschlaghammer aus dem Keller. Im Keller sammelte Reiko

alles, was er gebrauchen konnte, oder dachte, dass er es gebrauchen könnte. Inzwischen gab es zum Beispiel vier verrostete Sensen, zwei Trabifelgen, Berge von Holzstämmen, die irgendwann zu Kaminholz gemacht werden sollten, wenn der Kamin, der in unseren Köpfen schon wohligh knisternde Wärme in kalten Winternächten lieferte, endlich gebaut war; es gab eine erkleckliche Anzahl kaputter Stühle und noch viel mehr unnützen Kram. Aber zumindest die Axt und der Vorschlaghammer kamen jetzt zum Einsatz. Reiko gab Carsten den Vorschlaghammer und nahm selbst die Axt. An diesem Abend wollte keine Stimmung aufkommen, wir hatten die Liegestühle vor Reikos Hütte platziert, um den Angreifer abwehren zu können. Normalerweise tranken wir ein bisschen und Reiko erzählte Anekdoten, die ich inzwischen meistens schon kannte. Aber dieser Abend wurde immer wieder unterbrochen von einem:

– Ist er noch da?

Bis es Reiko reichte und er ein zweites Mal die Polizei rief. Der Typ lag inzwischen im Gras und hatte wohl auch schon geschlafen. Nach einem längeren Telefonat hatte Reiko den Polizeihauptmann soweit, dass er die Kollegen so bald wie möglich zu uns schicken würde. Nach einer gefühlten Ewigkeit, die wir in Decken gehüllt und müde vor den Hütten verbracht hatten, es war jetzt gegen 2 Uhr, kam tatsächlich ein Polizeifahrzeug vorgefahren.

Der Typ schlief, oder tat so, als würde er schlafen, und die Beamten mussten ihn rütteln.

– Wir würden gern mal Ihren Ausweis sehen.

Unser Freund setzte sich auf, er rieb sich die Augen, vielleicht auch, weil ihn die Taschenlampen blendeten. Reagierte aber verstört und tat nichts dergleichen. Es schien, als wolle er sich wieder ins Gras legen.

– Ausweis! Passport!

Der Ton war jetzt forscher.

– Er nickt, das erste Zeichen einer Verständigung, die Außerirdischen verstehen uns. Ein Wunder!

Langsam und mühselig wühlte der Typ in seinem Beutel und zum Vorschein kam ein Pass.

– Polski? Pawel?

Er saß da wie ein Häufchen Elend und nickte dem Gras zu.

– Also, Herr Pawel ...

Der Beamte nannte ihn mit Vornamen, weil der Nachname zu schwer auszusprechen war.

– Ich nehme jetzt Ihre Personalien auf. Sie können hier schlafen, aber morgen müssen Sie weiter, ist das klar?

Wieder kamen unverständliche Laute als Antwort. Mit dieser Lösung waren wir nicht ganz einverstanden, aber die Beamten hatten keine Lust, Pawel mit aufs Revier zu nehmen, was sie auch so zum Ausdruck brachten, es gab auch keinen Grund.

– Lassen Sie die arme Sau doch hier schlafen. Mein Gott.

– Gute Nacht. Schlafen Sie gut,
sagte der andere Beamte.

Damit war die Sache für sie erledigt, sie fuhren in die

Dunkelheit davon und ließen uns mit Pawel allein, der sofort nach Verschwinden der Scheinwerfer wieder ins Gras fiel. Uns blieb nichts weiter übrig, als zurück in unsere Hütten zu gehen. An Schlaf war nicht zu denken, wo das Unheil auf der Böschung hockte. Wir schreckten bei jedem kleinen Geräusch hoch, um dann doch wieder leicht einzudämmern.

Der nächste Tag begann, als könne er kein Wässerchen trüben. Blau, mit langen Lichtstrahlen, der Tau glitzerte, während wir gerädert und viel zu früh aus den muffigen Hütten krochen, in denen wir bei geschlossenen Fenstern versucht hatten zu schlafen.

Pawel war ein Tier. Ein wildes Tier. Ein wildes Tier ohne einen Käfig drumherum. So viel war klar. Genauso gut hätte da ein Wolf sitzen können. Es gab ja jetzt wieder Wölfe in Brandenburg. Die Böschung war leer. Aber seine Sachen lagen noch im Gras. Pawel stand vor unseren Fahrrädern, er stand nach vorn gebeugt, ganz dicht. Er betrachtete sie mit einiger Intensität.

– Kumpel, das sind unsere, nur, dass das klar ist.

– Nummm.

Die Sonne stach schon jetzt und bei Tageslicht schien Pawel nicht mehr so bedrohlich. Allerdings hatten Lydia und Reiko ihr Kind mehr im Blick als sonst. Der Tag pegelte sich ein. Die beiden Sonnenschirme wurden aufgespannt. Das Frühstück zog sich in den Mittag. Pawel saß wieder auf der Böschung.

– Wir müssen Pawel noch füttern,

sagte Shenja, als wäre Pawel ein Kaninchen. Es gab

eine kleine Diskussion, ob man Pawel Essen bringen sollte oder nicht. Das könnte für ihn ein Grund sein, zu bleiben. Auf der anderen Seite konnte Hunger ihn noch unberechenbarer machen. Also packten wir ein üppiges Picknick, Saft, Brot, Käse, Wurst, Ei, Obst. Und wieder standen wir fünf neben ihm auf der Böschung und schauten ihm zu, wie er aß. Als wenn es nichts Interessanteres gäbe. Als Erstes nahm Pawel das Ei. Er schälte es sehr akribisch und legte jede einzelne Schale sehr ordentlich auf die Tüte. Nach dem Ei kam das Brot. Eine Scheibe, zwei Scheiben, drei Scheiben. Pawel hörte nicht auf zu essen. Und er machte dabei wieder diese Geräusche. Nümmnummnümm. Es war faszinierend, was alles in diesen dünnen Mann hineinpasste.

Aus einem unerklärlichen Grund hörte Pawel plötzlich mit dem Kauen auf, und auch mit diesen Geräuschen. Er hielt seinen Kopf leicht schief, als würde er auf etwas lauschen. Er starrte an uns vorbei schräg nach oben und fixierte etwas. Es war, als hätte man in einem Film auf Pause gedrückt. Pawel saß und starrte, in seiner rechten Wange beulte sich noch ein Stück Brot, aber er kaute nicht weiter. Da Pawel nicht aufhörte, nach oben zu starren, drehten auch wir uns und starrten ebenfalls nach oben. Dort war nichts als ein blauer Himmel mit ein paar weißen Plusterwolken. Weil wir zu lange darauf starrten, entstand komplementär ein gelb-graues Nachbild auf unser Netzhaut, als wir uns zurückdrehten. Pawel kaute inzwischen wieder. Seine Hände falteten das Butterbrotpapier sorgfältig über den

noch verbliebenen Brotrest. Er packte das Papier, sein rundes Silbermesser, alle restlichen Vorräte und seinen Pullover in den Stoffbeutel.

– Ist er satt?

fragte Reiko.

– Er ist satt!

Reiko und Carsten kriegten sich fast nicht wieder ein. Immer wieder sagten sie und lachten:

– Pawel ist satt! Er ist tatsächlich satt!

Pawel stand auf, hob sein Fahrrad und knotete den Stoffbeutel auf dem Gepäckträger fest. Alle dachten, jetzt würde er sich auf sein Fahrrad schwingen und davonsausen. Aber Pawel schob sein Fahrrad mitten durch uns hindurch. Es war selbstverständlich für ihn, dass wir ihm Platz machten. Vielleicht waren wir auch nicht vorhanden für ihn.

– Er geht. Er geht tatsächlich.

– Tschüss, Pawel.

– Tschüss, Pawel.

Auch Shenja, Reikos Tochter, hob ihren Arm und winkte:

– Tschüss, Pawel.

Irgendwie konnten wir es nicht glauben. Wir wollten uns vergewissern, dass Pawel auch wirklich verschwand und folgten ihm mit einem gewissen Abstand. Pawel schob sein Fahrrad über das Kopfsteinpflaster. Als er auf Höhe der alten Mastbullenanlage war, bog er nach rechts.

– Was macht er dort?

Die Männer verloren sich nur kurz in Spekulationen:

– Er wetzt seine Messer ...

Wir waren zu müde von der letzten Nacht, zu müde für Angst, es war heiß. Wir liefen etwa 300 Meter die staubige Straße hinauf.

Mitten auf der Straße erwischte es uns. Es platterte, es goss aus heiterem Himmel. Ein Wolkenbruch, schlagartig. Ohne Vorwarnung, ohne Donner, ohne Blitz, ohne dunkle Wolken. Wir begriffen urplötzlich, was Pawel dort machte – er stellte sich unter.

Und jetzt begann es auch zu donnern und zu blitzen. Wir rannten über das glitschige Kopfsteinpflaster zurück und waren auf die Haut durchnässt, als wir am Haus ankamen.

– Wo ist denn dieses Gewitter so plötzlich hergekommen?

– Wo ist Pawel hergekommen?

– Wo ist Pawel jetzt hin?

Pawel war weg, und er kam auch nicht wieder, nicht die nächsten Tage und nicht die nächsten Wochen.

Eigentlich hat sich nichts geändert. Das Dorf liegt immer noch am Ende der Straße. Nichts kommt weg, nichts kommt hin. Fast nichts.